

## **„Sie schwiegen. Denn sie sahen, dass der Schmerz sehr groß war.“**

### **Die unerträgliche religiöse Naseweisheit und das fromme Nichtwissen**

von Michael Brems

Ich erinnere mich noch genau. Hell und weit strahlte der Januarhimmel, als ich in dem fast leeren Bus nach Hause fuhr. Ich hing meinen Erinnerungen an die Ereignisse des 24. Dezembers nach und schaute durchs Fenster auf die vorüberziehende Landschaft: gefrorene Äcker, Wiesen, dann und wann eine Gruppe kahler Bäume. Und plötzlich tauchte der Satz wie eine tiefe Erkenntnis in mir auf: „Es gibt keinen Gott.“ Ich erschrak über diese Worte. Und spürte dann ihre Wärme und Wahrheit wie eine Befreiung. Es gibt keinen Gott.

Heilig Abend, wenige Wochen zuvor. Am späten Vormittag steigt Frau Carstensen\* ins Auto, um für das abendliche Festmahl noch ein paar Kleinigkeiten aus dem nahe gelegenen Supermarkt zu kaufen. Ihr Sohn, der dreieinhalbjährige Jan\*, bettelt so lange, bis sie ihm erlaubt mitzukommen. Rasch setzt sie ihn auf die Rückbank, schnallt ihn an und fährt los. – Der Kindersitz bleibt an der Garderobe liegen.

In einer Kurve kommt der Wagen ins Schleudern. Frau Carstensen war gar nicht schnell gefahren. Wahrscheinlich hatte sich an dieser geschützten Stelle eine dünne Eisschicht gebildet. Das Fahrzeug schießt über den Graben hinweg, überschlägt sich und prallt zuletzt gegen einen dicken Baum. Frau Carstensen trägt wie durch ein Wunder nur Schürfwunden und ein blaues Auge davon. Jan aber wird durch die Wucht des ersten Aufpralls durch die Heckscheibe aus dem Auto geschleudert und dann von dem sich überschlagenden Wagen zerdrückt. Er ist sofort tot.

Rasch treffen Rettungskräfte ein und bringen beide in das Krankenhaus, in dem ich als Seelsorger arbeite.

In der Eingangshalle begrüße ich den Mann von Frau Carstensen – sein Blick ist völlig leer – und ihre Mutter, die sich ein Taschentuch vor den Mund hält. Gemeinsam gehen wir auf die Station. Da hören wir durch die nur angelehnte Tür die Schreie: „Nein! Nein! Nein! – Das kann nicht sein! Nein! Oh, nein! Nein!“ Gerade hat die Ärztin Frau Carstensen die entsetzliche Wahrheit mitgeteilt.

Als wir den Raum betreten, fleht sie ihren Mann an: „Sag, dass das nicht wahr ist! Sag, dass das nicht wahr ist!“ Stumm blickt er sie an, nimmt sie in den Arm. Beide weinen. „Du musst jetzt stark sein“, sagt ihre Mutter. „Gott hat es so gewollt.“ – Eine Weile ist es still, dann reißt Frau Carstensen sich los: „Nein. Ich glaub das nicht. Jan ist nicht tot. Er kommt hier gleich rein... Das kann nicht sein! Heute Abend kommt doch der Weihnachtsmann! ... Heute Abend soll er doch den roten Trecker bekommen...“ Die letzten Worte sind kaum noch zu hören.

Später am Nachmittag – durch die dämmrige Luft läuten Kirchenglocken – gehen Frau Carstensen, ihr Mann und ich in den Aufbahrungsraum. Auf einer kleinen Bahre liegt der tote Jan in Kinderbettwäsche, als schlafe er. Der Kopf ist zur Seite gedreht, damit man die Verletzungen nicht sieht. Seine Mutter wirft sich über ihn, schreit und weint: „Oh, Gott! - Komm zurück, Jan, komm zurück! ... Mein Kind...“ Ganz langsam beginnt sie zu begreifen, dass ihr Sohn am heutigen 24. Dezember gestorben ist.

„Denn uns ist ein Kind gestorben, ein Sohn ist uns genommen...“

„Es gibt keinen Gott.“ Dieser Satz ist genauso wahr wie die Worte von der Güte und der Menschenfreundlichkeit Gottes, die an diesem Spätnachmittag in den Heilig-Abend-Gottesdiensten landauf und landab gepredigt werden.

Bevor die Freunde Hiobs anfangen, in den folgenden Kapiteln unerträglich viel über Gott zu reden, setzen sie sich am Anfang des Hiobbuches zu ihm auf die Erde. Sie sagen kein einziges Wort. Sieben Tage und sieben Nächte. Sie schweigen: Denn sie sahen, dass der Schmerz sehr groß war (Hiob 2,13). Oft wünsche ich mir dieses sich einfühlende Schweigen in der christlich-religiösen Rede, wenn es um Gott und das Leiden geht.

Nicht jeder Mensch erlebt, von Gott getragen zu werden, wie es in der Geschichte von den „Spuren im Sand“ heißt. Für so manchen sind die einsamen Fußspuren die eigenen – verlassenenen –, und kein Trost, kein Erbarmen und keine Gnade lindern den Schmerz.

Nicht jede Geschichte geht „mit Gottes Hilfe“ am Ende, ganz am Ende, gut aus. Nicht jede durchkreuzte Lebensgeschichte macht zuletzt doch Sinn. Manches Zerbrochene bleibt unheil, ohne dass etwas Neues daraus erwächst. Und es kommt vor, dass das Zerbrochene nur wieder neue Wunden schneidet.

Obwohl „Gott in tiefster Nacht erschienen ist“, kann unsre Nacht entsetzlich traurig und finster sein. Und auch wenn Mandelzweige immer wieder blühen und treiben, gibt es Menschen, die von einem metastasierenden Lungenkrebs elendig zerfressen werden.

Das ist schwer auszuhalten, zuallererst für die Betroffenen, aber auch für alle, die sie begleiten: Angehörige, Freunde, Krankenschwestern, Seelsorger.

Und es ist, wie es ist. Man kann nur hoffen, „dass das, was dem Leben angetan wird, nichts Endgültiges ist, und dass die Güte des Lebens größer ist als sein Schmerz“ (Steffensky).

„Gott ist auch im Leiden gegenwärtig. – Der ohnmächtige Gott ist den Leidenden besonders nah. – Gott kann die Not wenden. – Bei Gott ist Hilfe zu finden. – Gott führt aus der Finsternis ins Licht.“ Solche Sätze hörte ich kürzlich in einem Radiogottesdienst von einer sympathisch wirkenden Pastorin. Sie sind ja nicht falsch. Aber sie klangen hohl, weil man nicht spürte, dass sie einer Not abgerungen waren. Und dann bleiben sie nichts sagende Worthülsen, Allgemeinplätze, die sich anhören wie ein tönendes Erz oder wie eine klingende Schelle. Sie bleiben leer und sagen nichts Substanzielles, weil sie bloß in den Raum gesprochen sind, aber nicht ein ängstliches oder vom Schmerz gezeichnetes oder verzweifertes Gesicht vor Augen haben. Sie haben als Gegenüber nicht die Menschen, an die sie sich doch eigentlich richten sollten. Es scheint, als seien diese Sätze nur gewusst, aber nicht gefühlt und gelebt; als seien sie Sätze des Verstandes, aber nicht des Herzens und mit Leben gefüllt.

Bei anderen Pastoren klingt es gar so, als habe der Betreffende den Predigttext bei einem Glas Rotwein mit Gott selbst durchgesprochen. Und dann wird vollmundig und wenig demütig geredet von „Gott will...“ und „Gott will nicht...“ und „Gott ist ein Freund des Lebens“. Als wohnte der Grund und Abgrund unseres Lebens auf dem Olymp.

Als Krankenhauseelsorger erlebe ich durchaus Geschichten des Gelingens oder die Kraft eines Gebetes oder eines Segens oder wie Menschen aus ihrer Finsternis in ein neues Leben finden. Es gibt Hoffnungen. Aber es gibt auch tiefe Aussichtslosigkeit und Verzweiflung ohne Licht am Ende des Tunnels. Wer dieses Licht dennoch in einer solchen Situation behauptet, ohne gleichzeitig das Dunkel zu sehen und es mit auszuhalten, lässt sich nicht wirklich berühren. Und lügt –, vielleicht um sich selbst vor dem Dunkel zu schützen. Nur: Es gibt Nächte, in denen kein einziger Stern leuchtet.

Auf einer neurochirurgischen Station habe ich einmal einen älteren Patienten besucht, der mir freudestrahlend erzählte: „Sehen Sie, Herr Pastor, beten hilft!“ Er hatte seine Befunde bekommen: Der herausoperierte Tumor war gutartig. In einer guten Woche würde er das Krankenhaus geheilt verlassen können. Ich freute mich mit dem Patienten; und gleichzeitig lief mir beim Blick auf seinen Bettnachbarn ein kalter Schauer über den

Rücken. Wenn Gott dem älteren Mann geholfen und ihn geheilt hat, dann hat er die Gebete des anderen Patienten, eines Familienvaters Mitte vierzig, nicht erhört. Der hatte sein Ergebnis zwei Tage zuvor erfahren: ein bösartiger, schnell wachsender Gehirntumor, der Stück für Stück Körper und Geist lahm legte. Etwa drei Monate später starb dieser Mann.

War das Gottes Wille? War die Heilung des ersten Patienten sein Wille? Liegen die Antworten verborgen in Gottes – in feudalistischer Sprache – „unergründlichem Ratschluss“? „Will“ Gott überhaupt etwas? „Hört“ Gott? „Sieht“ Gott? „Handelt“ und „hilft“ Gott?

„Wenn aber die Rinder und Pferde und Löwen Hände hätten und mit diesen Händen malen könnten und Bildwerke schaffen wie Menschen, so würden die Pferde die Götter abbilden und malen in der Gestalt von Pferden, die Rinder in der von Rindern, und sie würden solche Statuen meißen, ihrer eigenen Körpergestalt entsprechend“, schreibt Xenophanes von Kolophon um 500 v.Chr.

Zu personal, zu konkret und zu lieb klingt oft die Rede von Gott. Dass „Gott den Leidenden besonders nah ist“, ist ein gewagter Satz voller Sehnsucht – und voller Angst, er könne sich nicht bewahrheiten. Wie viel lässt sich von Gott sagen, ohne aus dem Rahmen eines angemessen-bescheidenen Nichtwissens in eine falsche Vollmundigkeit zu fallen, die mehr „weiß“ als Menschen wissen können? Groß ist das göttliche Geheimnis. Und ich verstehe es als frommen Glauben, dieses Geheimnis stehen zu lassen.

„Es gibt eine religiöse tragende, begnadende, schaffende, richtende, gründende, in Abgründen bedrohende, vernichtende Wirklichkeit, ein letztes Geheimnis, aus dem wir kommen und in das wir gehen und das uns näher ist als wir uns selbst. Aber einen Gott, der gegenständlich als Person existiert und der unsere Bitten erhört – oder eben auch nicht, den gibt es nicht. Es gibt den persönlichen Gott nur als Symbol“, schreibt Matthias Kroeger.

Man kann Gott nicht haben wie ein Ding. Man kann Gott nicht „wissen“. Man kann Gott nur glauben und die eigenen Erfahrungen in Bildern und symbolischer Sprache ausdrücken.

„Einen Gott, den ‚es gibt‘, gibt es nicht“, sagt Bonhoeffer. Und wenn „es“ Gott gäbe, wer wäre dann „es“? Gott selbst? Der größere und tiefere Gott, der offenbar wird, wenn der andere sich in den so berechtigten Zweifeln aufgelöst hat? Meister Eckeharts „Gottheit über Gott“? – „Ich weiß es nicht“, ist vielleicht einer der wahrsten Sätze eines Glaubens, der sich die Sehnsucht nach dem Unbegreiflichen und Heiligen bewahrt hat. „Ich weiß es nicht. Und lebe. Und gehe trotzdem weiter.“

Vielleicht ist es in den schweren Zeiten des Lebens so, als komme man auf diesem Weg an einen Abgrund. Und dieser Abgrund ist dunkel und tief. Und breit. Und man weiß nicht weiter. – Irgendwann sieht man, dass eine Brücke über diesen Abgrund führt. Aber diese Brücke ist nicht von vornherein da. Sie bildet sich erst. Mit jedem Schritt, den ich tue, mit jedem Stück, das ich mich vorwärts wage.

Gott bleibt unverfügbar. Gott bleibt immer auch ein Geheimnis. Und wenn der Ewige mich gnädig berührt, so ist das ein Geschenk. Ich kann Gott in personalen Begriffen beschreiben. Aber das ist zu kurz und zu menschlich gegriffen und kann nur als symbolische Rede verstanden werden. – Und wenn Gott, die Urmacht des Lebens, gleichzeitig das Meer ist, in dem wir wie Fische leben, weben und sind, ja, dann rühren wir alle nur als kleiner Sturm an der Oberfläche mit all unseren Theologien. Und sind doch längst zu Hause. Gott selbst bleibt tiefer, höher, größer. Anders. Heilig.

Um auf den Anfang zurückzukommen: Nur ein Glaube, der den Blick in die Finsternis aushält – den Blick in die dunkle Seite Gottes, vielleicht den Blick in das Nichts –, nur ein Glaube, der sich berühren und in Frage stellen lässt angesichts von Schmerz und Leiden, ist ein Glaube mit Substanz, der zitternd Worte in den Mund nehmen kann von der Barmherzigkeit Gottes, von Gnade, Liebe und Güte.

„Daher prüfe“, schreibt Luther 1522 von der Wartburg an Melanchthon, dem die wortgewaltigen Schwärmer mit ihrer vollmundigen Rede beunruhigen, „und höre auch nicht einmal den verherrlichten Jesus, du habest ihn denn zuvor gekreuzigt gesehen.“

*\* Namen geändert*